Johann von Tscharner

Autor(en): **Kern, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1926)**

Heft 4

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-759977

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Johann von Tscharner

Von Walter Kern

Hermann Bahr beliebt gerne von jenen Künstlern zu sprechen, die aus Charakter, durch Natur arbeiten und stellt ihnen die eruptiv aus dem Affekt Schaffenden entgegen. Er meint jene Kunst zehre nicht am Menschen, während diese den Täter zerstöre. Wir sind geneigt ihm zu glauben, weil wir zuerst den Menschen wollen und dann sein Werk. Dort wo der Mensch nicht mehr hinreicht, beginne seines Werkes Mission, als eine sichtbare Überbrückung des ewigen Dualismus zwischen dem Absoluten und dem Bedingten. Wir lieben die Bildner der expressionistischen Eruption um ihres Glaubens und ihrer Liebe willen. Aber wir bauen in der Tat auf jene andern, die aus Charakter bilden und nicht den Baum um der Früchte willen hingeben.

Und so lieben wir das Werk Johann von Tscharners. Ein anspruchsloses Werk, wenn es sich darum handelt, die quantitative Mannigfaltigkeit der Erscheinungen festzuhalten. Kaum dass ihn irgendwelche Stoffe außer denjenigen seiner nächsten Umgebung locken. Er malt seine Frau und Kinder, alltägliche Gegenstände und Früchte, eine Landschaft, die kaum zehn Schritte vor seinem Hause steht. Aber wir merken daraus, dass es sich bei ihm nicht darum handeln kann, äußere Erlebnisse einzufangen, sondern dass sein Tun auf anderes geht. Das Alltägliche ist ihm als Vorwurf gerade wichtig genug.

Was sich zwischen den Dingen abspielt, ist ihm Stoff für seine Bilder. Sind es Idyllen oder Dramen? Wir wagten sie Idyllen zu nennen, soweit die Spannungen vom Gegenstande zum Raum, von der Form zur Farbe aufgehoben sind, und Dramen soweit diese Spannungen bestehen oder gar betont werden. Und wir glauben in seinem Werke beide Seiten zu spüren, doch keine in klarer Erscheinung, weil sein tiefer menschlicher Grund nicht rundweg bejahen oder verneinen kann. Von Tscharner versöhnt, gleicht aus und findet sich ab. Es ist ihm wichtiger zu zeigen, was *zwischen* den Dingen ist, als das, worauf das Wesen und Wollen dieser Dinge gerichtet ist, so wie er sein Leben nicht kraft seines Willens « macht », sondern gemäß seiner ganzen Erscheinung und der Totalität seiner Kräfte es sich fortlaufend bilden und bauen lässt. Daher ist in seinem Werke keine Sprunghaftigkeit, in seiner Entwicklung keine Lücke. Er greift nichts mit seinem Willen auf, sondern hebt nur das

in ihm Wesende aus der Mannigfaltigkeit des psychischen Erlebnisses in die Einmaligkeit seiner künstlerischen Gestaltung.

Wenn wir in seinem Werke das wechselvolle Spiel der äußern Erscheinungen vermissen, so bewundern wir das mannigfaltige Gewebe der differenziertesten malerischen Feinheiten, das man nie müde wird zu durchwittern. Es lässt sich nicht mit der bloßen Feststellung seines stofflichen Inhaltes erschöpfen, noch bietet es Kurzweil durch seinen Formenreichtum im Sinne des Expressionismus, sondern es will in der Betrachtung auf die reinsten malerischen Erlebnisse reduziert werden. Und da besteht seine Unerschöpflichkeit vor allem in der Gestaltung des Raumes durch die Farbe. Man denkt vor diesen Leinwänden oft an eine leise Musik. Ein Licht tönt auf wie das Anklingen einer Saite, um wieder, fast ungehört, in das Ensemble des Ganzen zurückzufallen. Eine Fläche schiebt sich neben eine andere, die Rundung eines Kruges greift in die Form einer Frucht, ein Schatten verdrängt ein Licht, eine Vielheit von Formen, Farben und Linien ruhen in der Geschlossenheit eines Raumes, der magisch vibriert.

Wir müssen diese Kunst lieben um ihrer weisen Begrenzung willen und weil sie hält, was sie verspricht.